

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 1.85 M., bei Selbstabholung 1.25 M. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 4.05 M., für 1 Monat 1.35 M. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.) — Feldpost unter Kreuzband monatlich 1.85 M. Postfachkonto Nr. 53 477.

Redaktion: Leipzig, Tauchaer Straße 10/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Fernsprecher: 13000.

Inserate kosten die 7spaltige Feilzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plagvoorschritt 40 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Bellegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— M. jedes Laufend, bei Zellaufgabe 5.— M. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Postfachkonto Nr. 53 477.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Die Lage unverändert.

Wie die heutige Neue Zeit Marx ehrte.

Von R. Kautsky.

Das wissenschaftliche Zentralorgan der alten Sozialdemokratie hätte natürlich auch seine Marxnummer. Und ebenso natürlich ist es, daß in ihr der neue Marxismus der Umstürzler als seine höhere Form gepriesen wird, durch die der Marxismus „nicht nur in der sozialdemokratischen Partei, sondern auch in Gelehrtenkreisen eine neue Blüte erleben wird“, im Gegensatz zu dem alten „Vulgärmarxismus“, dem keinerlei Anerkennung in den Kreisen der bürgerlichen Gelehrten vom Schlage der Menge winkt.

Die Marxnummer zeigt uns aber auch gleich, welche Früchte der „neuen Blüte“ des „sozialhistorisch-kritischen Marxismus“, wie er sich nennt, zu entspringen vermögen. Ein Artikel dieser Nummer von E. Drahn handelt von dem Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung, jenem „Organ der Demokratie“, das Marx während der Revolutionszeit 1848/49 in Köln herausgab. Mit Recht wird in dem Artikel vor dem von Georg Weerth gesprochen, dem glänzendsten Feuilletonisten der Neuen Rheinischen Zeitung und seiner Feuilletonserie, „Leben und Taten des berühmten Ritter Schnapphanski“, deren Marx und Engels noch in alten Tagen mit vergnügter Begierde geleuchtet. Es war eine satirische Biographie des Fürsten Felix Lichnowski, der dort als moralisch wie finanziell bankrotter Junker gebrandmarkt wurde, als ein skrupelloser Abenteurer, nicht minder arm an Geist als am Beutel; als ein ebenso verächtliches wie lächerliches Subjekt. Dieser edle Ritter wollte nach mannigfachen Weibergeschichten und Hochstapeleien auch einmal „einen Posten im diplomatischen Korps erobern“. Herr von Schnapphanski besann sich daher, ob er außer seinen gefunden Lenden und außer seinem bewunderungswürdigen Schnurrbart nicht auch noch einige andre vorteilhafte Eigenschaften und namentlich so viel Größe besäße, als man im schlimmsten Falle einem diplomatischen Kandidaten zutrauen möchte. Nachdem er sich mehrere Tage lang den Kopf darüber zerbrochen hatte, fand er endlich, daß die heutige Wissenschaft leider keinen besonderen Stapelplatz für ihre Schätze darin angelegt hatte. Sein Schädel war klar und durchsichtig wie eine Flasche Wasser, und auf der kahlen Lindeburger Heide seines Gedächtnisses tummelte sich freilich manche galante Erinnerung herum, aber leider nichts von alledem, was die Natur dem Menschen zu erobern übriggelassen hat. Mit jener lebenswürdigen Freiheit, die einem Mann von Adel eigentümlich ist, griff unser Ritter daher in den großen Haufen der bürgerlichen Kanakken, in die Reihen jener Latztiere der Kunst und Wissenschaft, die die imaginären Goldklumpen ihres Geldes hin und wieder in das preußische Kurant der Wirklichkeit zu verwechseln pflegen. Mit einem Worte, der Studiosus K—r war so gefällig, der unsterblichen Seele des Ritters mit einigen Probearbeiten zu Hilfe zu kommen, die sofort an den gehörigen Ort weiterbefördert wurden und natürlich für die enormen Kenntnisse des Ritters den unzweideutigen Beweis lieferten.“ (Neue Rhein. Zeitung 11. August 1848).

Dieses Pröbchen genügt, zu zeigen, in welchem Lichte Lichnowski in Weerths Schilderung erschien. Da kann man ermessen, was der Verfasser des Gedankartikels für die Neue Rheinische Zeitung in der Neuen Zeit sagen will, wenn er bemerkt:

„Propheetisch schließt Weerth die Arbeit mit einer kurzen Nachbemerkung in Nr. 249: „Schnapphanski lebt und nimmer wird er sterben. Rein. Schnapphanski ist unsterblich. Fast scheint es, daß er die großen Leistungen des Nachfahren seines Schnapphanski, des jetzt vielgenannten deutschen Volkskämpfers in London und Verfassers des berühmten Opus „Meine Londoner Mission 1912 bis 1914“ vorausgesehen hat. Sicherlich haben beide, der alte und der neue Schnapphanski, viel Boshafte und Verwerfliches, doch die Geschichte, die sich so gern kleine boshafte Treppenhöhe gestattet, hat auch in diesem Falle sich ein seltsames Wechselspiel geleistet. Wurde einst dem todwunden Fürsten Felix Maria ein ruhiges Sterben in der Villa eines Bethmann zu Frankfurt a. M. verweigert, so hat dafür sein Nachfolger durch einen andern Bethmann wohlwollend Aufnahme im deutschen Botschafterpalais in London gefunden, um aller Welt die Fähigkeit der deutschen Diplomatie zu beweisen.“

Sicherlich betrachtete sich Drahn als „Nachfahre“ Weerths und die heutige Neue Zeit als Nachfahren der Neuen Rheinischen Zeitung, als er sich den „kleinen boshafte Treppenhöhe“ gestattete, den heutigen Fürsten Karl mit Felix Lichnowski auf eine Stufe zu stellen und ihn den „neuen Schnapphanski“ zu nennen.

Indes das „seltsame Wechselspiel“ der Geschichte beschränkt sich doch nicht auf den kleinen Unterschied, daß der spätere Bethmann sich dem heutigen Lichnowski gegenüber gelegentlich angenehmer erwies, als der Bethmann von 1848 dem damaligen Lichnowski.

Warum griff diesen die Neue Rheinische Zeitung so scharf und oft an? Weil er ein unwissender, charakterloser Hochstapler war? Das wäre doch kein Grund gewesen, ihn so sehr zu beachten. Nein, Felix Lichnowski war einer der erbittertesten Gegner der Revolution, als Mitglied des Preussischen Herrenhauses wie der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, einer der Vorkämpfer der Gegenrevolution. Dafür erfreute er sich der Gunst der höchsten Kreise.

Die Art seines Todes kennzeichnet den schroffen Gegensatz, der zwischen ihm und den Revolutionären bestand.

Am 17. September fand in Frankfurt ein heftiger Barrikadenkampf statt. Eine Episode dabei war der Fall Lichnowski. Darüber berichtete nach den Mitteilungen eines verlässlichen Augenzeugen ein Frankfurter Korrespondent der Neuen Rheinischen Zeitung in der Nummer vom 26. September:

„Beide, Lichnowski und Auerswald (preussischer General), ritten während des heftigsten Kampfes aus dem Friedberger Lore, um die heranziehende heftige Artillerie zur Beschleunigung ihres Anmarsches anzutreiben; bei einem Haufen Turner vorüberkommend, rief Lichnowski: „Wartet nur, ihr seid gut genug für Kanonenfutter“ und schob mit seinem Stoddegen theatralisch in der Luft herum. Nach diesen Worten und Gebärden erst wurde auf ihn und seinen Genossen geschossen.“

Sie flüchteten, und fast hätte man Lichnowski laufen lassen, wenn dieser nicht den unglückseligen Einfall gehabt hätte, einem der Insurgenten, die ihn stellten, sein Gewehr zu entreißen. Nun wurde er durch einige Schüsse zu Boden gestreckt.

Das war der Mann, gegen den die Neue Rheinische Zeitung mit den schärfsten Waffen ihres Wihes zu Felde gezogen war.

Das „seltsame Wechselspiel“ der „kleinen, boshafte Wechselspiele der Geschichte“ will nun, daß wohl der heutige Fürst Lichnowski auch Mitglied des Herrenhauses ist, wie sein Vorfahre, daß aber eben jetzt seine Ausstoßung aus dieser erlauchten Körperschaft beantragt ist, in der ehemals Fürst Felix Maria sich des größten Ansehens erfreute. Und der heutige Fürst ist augenblicklich durchaus nicht der Liebling der höchsten Kreise, sondern steht bei ihnen in größter Mißgunst. Die Regierung bereitet eine Anklage gegen ihn vor.

Wer sich in einer solchen Lage befindet und sich vor der Öffentlichkeit nicht verteidigen kann, darf sicher sein, daß ihn auch seine erbittertesten Gegner ohne Not nicht persönlich angreifen werden, soweit sie sich wenigstens eine Spur sittlichen Takttes bewahrt haben. Ueberdies ist aber keine einzige Tatsache bekannt geworden, die einen Schatten auf die persönliche Ehrenhaftigkeit des jetzigen Fürsten Lichnowski werfen würde. Selbst seine schärfsten Kritiker klagen ihn nur der Eitelkeit und Empfindlichkeit an. In persönlichen Verdächtigungen und Beschimpfungen über die bürgerlichen Gegner des angeklagten Fürsten hinauszuweisen, blieb den sozialistischen Blockbrüdern vorbehalten. Scheidemann ist im Reichstag damit vorangegangen, unendlich vulgärer übertrumpft ihn jetzt das Zentralorgan des Kampfes gegen den „Vulgärmarxismus“.

Aber freilich, wenn Fürst Karl Lichnowski von der heutigen alten Sozialdemokratie ebenso schonungslos an den Pranger gestellt wird, wie 1848 Fürst Felix Lichnowski von der Neuen Rheinischen Zeitung, so hat das seinen guten Grund. Fürst Felix war der erbitterteste Gegner der Revolution, Fürst Karl ist der Regierung unbedeuten geworden. Was für Marx die Gegner der Revolution waren, sind für die heutigen Regierungssozialisten die Gegner der Regierung geworden — der Feind, den sie am meisten hassen. Und daß sie bei der Verteidigung der Regierung Waffen anwenden, vor denen diese selbst zurückschreien, darf nicht wundernehmen.

bernehmen. Lataien sind in der Verteidigung ihrer Herrschaften immer widerloser als diese selbst.

In diesem Zeichen wurde Karl Marx in der jetzigen Neuen Zeit geehrt. B. z.

Der Antrag Roesicke und die Verbraucher.

Der Verbrauchswirtschaft im Kriege entnehmen wir folgende Ausführungen:

Gerade der Augenblick, wo die Notwendigkeit der Verklärung der Brotmenge allen Verbrauchern gezeigt hat, daß die Reichsgüterbestände ihren ursprünglichen Versorgungszweck nicht bis zum Schluß des Erntejahres durchführen kann, wird von den Agrariern als der geeignetste angesehen, für die gänzliche Umgestaltung unserer Kriegswirtschaft einzutreten.

Für alle diejenigen Verbraucher, die nicht teilhaben an großen Kriegsgewinnen, muß die Durchführung der Roesicke'schen Anträge katastrophal wirken, denn es kann gar kein Zweifel bestehen darüber, daß die agrarischen Wünsche auf nichts anderes hinauslaufen als auf die Einführung der jetzt geltenden Schleichhandelspreise als normale, als „legitime“ Handelspreise. Und um die minderbemittelten Kreise nicht völlig in Not und Sorge versinken zu lassen, sollen die Städte durch Zuschüsse für diese Bevölkerungskreise die Preise für Milch und Kartoffeln erschwänglich gestalten, d. h. auf Kosten der Allgemeinheit sollen den Erzeugern und Händlern die ersuchten Phantastpreise gewährt werden.

Es ist ein Märchen, daß in den Schleichhandelspreisen eine Risikoprämie enthalten sei für die mit dem Schleichhandel verbundenen Gefahren für den Verkäufer. In den meisten Fällen ist ja doch beim Gefäßwerden der Käufer der Heringsfallene, der Ware und Kaufpreis los wird, sobald das „Auge des Gesetzes“ von seiner Überbetretung etwas sieht. Die Schleichhandelspreise haben deshalb die schwindelhafte Höhe erreicht, weil die Nachfrage das Angebot bei weitem übertrifft und weil der Mangel notgedrungen einen Teil der Bevölkerung zu Zugeständnissen an Erzeuger und Händler bereitgemacht hat.

Recht interessant ist, wie ein Herr Hellmut Böttcher seine Unterschiede zwischen Schleichhandelspreisen, Erzeugern und Händlern zu machen weiß: „Erhöhte Strafen bewirken stets ein Hinansteigen der Lebensmittelpreise — aber kein Verschwinden des Schleichhandels, es wenden sich ihm immer nur zweifelhaftere Elemente zu, denen es schließlich nichts ausmacht, wenn sie wieder einmal ins Gefängnis oder ins Zuchthaus wandern, die den Ruf des ehrlichen, ehrlichen Handels für den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens untergraben. (In Berlin dürften sich gegenwärtig etwa 2000 ehemalige Zuchthäuser frei herumbewegen) ... Strafen mühen und werden weiter verjagen, weil der Schleichhandel — leider — eine volkswirtschaftliche Funktion verrichtet. Diese Funktion besteht darin, daß er Waren, die von der öffentlichen Hand nicht erfaßt werden können und ohne ihn der Gesamtheit verloren gingen, an die Verbraucher bringt. Von zahlreichen Landleuten ist bekundet worden, daß ihnen etwa der siebente Teil der Ernte gestohlen wird, ehe sie heringebracht werden kann. Hinterher wird bei allen öffentlichen Aufbewahrungs- und Verteilungsstellen noch mindestens zweimal soviel gestohlen. Wo bleibt das? Meist im Schleichhandel. Das ist der Kanal, der das Gestohlene ableitet, auf dem aber auch manches von den Landwirten durch gute Aufbewahrung der Volkswirtschaft erspartes an die Verbraucher geht.“ (Deutsche Handelswoche Nr. 5.) Also drei Siebentel der gestohlenen Erträge müssen nach Herrn Böttchers Auffassung gestohlen werden, und nur darum ist der Schleichhandel eine dankenswerte Einrichtung, weil er dieses Gestohlene gut zu erfassen weiß — kann man nicht ebenso gut umgekehrt schließen: Weil der Schleichhandel an den hohen Preisen Geschmack gefunden hat, stiftet er weite Kreise zum Stehlen und Veruntreuen von Ware an? Und warum kann der Landwirt das durch „gute Aufbewahrung erspart“ nicht den staatlichen Sammel- und Verteilungsstellen anvertrauen? Sollte da der Preis nicht auch eine kleine Rolle spielen?

Alles Drumherumgerede der Erzeuger wie der Händler täuscht über die wahren Ursachen ihrer schrankenlosen Freiheitsgelüste nicht hinweg. Die Preise, die bereits für einen großen Teil der Produkte das Vielfache des Friedenspreises betragen (Milch, Eier, Butter, Kartoffeln, Zucker, Gemüse, Obst) sind ihnen immer noch nicht hoch genug. Nicht das